

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 8.

Samstag, 10. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(Nachdruck verboten.)

Das Licht fiel nur auf den gedeckten Tisch. Es beleuchtete wie ein Scheinwerfer alle weißen und silbernen Kostbarkeiten, die um ein einzelnes Gedeck ausgebreitet waren. Der übrige Raum lag im Dunkeln. Da waren wenige schwarze Möbelstücke, damastbespannte Wände und schlichte Gefäße mit Lilien, die einen zarten durchdringenden Duft verbreiteten.

Alexander trat geräuschlos an den Tisch. Sein Gesicht zeigte keinerlei Empfindung. Er griff zur Burgunderflasche und goß behutsam ein Glas voll. In langsamen Zügen trank er es leer. Dann schaltete er den Strom zur Wärmeplatte aus, nahm die Schüssel mit Pastetchen und ging hinaus. Alexander war Diener bei Herrn Thomas Rouff. Für ihn hätte man ein anderes Wort erfinden können, doch er selbst legte wenig Wert darauf. Es hatte einmal Zeiten gegeben, da er eine phantastisch schöne Uniform auf dem Newst-Prospekt in Petersburg spazieren getragen hatte. Diese Zeiten waren unwiederbringlich dahin. Man sollte nicht darüber sprechen. Da waren ganz andere Werte zum Teufel gegangen. Nun war Alexander eben Diener bei Herrn Rouff. Er war es ganz und gar, mit einer Diskretion und Unpersönlichkeit, die nicht jeder aufbringen kann. Bei einer besonderen Gelegenheit, wie zum Beispiel an Herrn Rouffs Geburtstag, hatte Alexander eine sorgsam gewählte Blumengabe gesandt, und dabei hatte eine lithographierte Karte gelegen. Mit seinem vollen klingenden Namen, und darunter stand: „Rittmeister a. D.“ Aber das war das einzige Mal, daß Alexander sich zu erkennen gab. Herr Thomas Rouff hatte die Karte gesehen. Und dann Alexander. Und ihm die Hand gegeben. Er hatte sie einen Augenblick in der seinen behalten und gesagt: „Ich danke Ihnen herzlich.“

Alexander trug die Schüssel in die Küche.

„Ist er wieder nicht da?“, fragte Martine, die Köchin, neugierig.

„Herr Rouff bezahlt Sie für Ihr Kochen“, sagte Alexander, ohne daß Martine die Zurechtweisung begriff. Dann ging er wieder hinaus. Er stellte sich mit einer Zigarette an das Fenster und spähte über den Vorgarten auf die Straße. Wohl über eine Stunde blieb er da im Dunkeln stehen. Er folgte den Konturen der Äste und Zweige, die sich schwarz von dem gelben Schein der Laternen spreizten und schon die krausen Linien des werdenden Frühlings hatten. Kein Mensch ging zu dieser Zeit durch die stillen Villenstraßen. Ab und zu fuhr ein Wagen durch, doch das Auto des Herrn Thomas Rouff war nicht dabei. Und Alexander ging in sein Zimmer. Erst lange nach Mitternacht wachte er von dem Kommen seines Herrn auf. Er sprang sofort aus dem Bett, warf einen Mantel über und lief nach unten. Herr Thomas Rouff, noch in der Kleidung, die er am Morgen angelegt hatte, sah blaß aus. Sein Haar lag nicht ganz korrekt.

„Ist etwas?“, fragte er, und er sprach damit die Frage aus, die Alexander gedacht hatte.

„Nichts, Herr Rouff.“

Mit einer ungeduldrigen Bewegung wies Thomas Rouff seinen Diener hinaus.

Am nächsten Morgen regnete es. Der Winter hatte endgültig seine Nacht verloren. Locker und weich war die Erde. Auf dem Garagendach saßen die Stare und lärmten vergnügt. Thomas Rouff ließ die Brause über seinen Körper sprühen. Er sah schön aus, wie er unter den schimmernden Tropfen, ganz in Wasser gehüllt, stand. Er war groß, mit breiten Schultern und schmalen Hüften, sein ganzer biegsamer Körper war sorgsam modelliert. Er hatte einen wunderbar geformten Kopf und ein raffiges kluges Gesicht. Die Augen — ja die Augen waren vielleicht nicht ganz so, wie man sie sich zu Herrn Thomas Rouff dachte. Zu einem Menschen, der in einer besinnungslos vorwärtsdrängenden und rücksichtslosen Gegenwart lebte. Herrn Thomas Rouffs Augen waren sehr groß und sehr blau. Das war jedoch nicht das Bemerkenswerteste. Sie gehörten in eine glücklichere Epoche, in der man mehr Zeit gehabt hatte, zum Leben und zur Liebe. Doch war Thomas Rouff kein müßiger Träumer. Er begriff seine Zeit und ihre Forderungen so gut wie kaum einer, nur eben nicht mit der vollen Überzeugung und Überhebung, die so kennzeichnend für sie ist. Thomas Rouff frottete sich und piffte dabei. Aber es geschah eher aus Nervosität als aus Fröhlichkeit. Schon viele Tage war er in dieser unruhigen Stimmung. Denn, um es gleich zu sagen: Herr Thomas Rouff hatte eine Begegnung gehabt. Und die hatte ihn so völlig aus dem Gleise geworfen, daß er erschrocken, wütend, nervös und schließlich überzeugt war, daß er etwas dagegen tun müsse. Das einzige, was zu tun blieb, war: dieses Mädchen wiederzufinden. Ja, es war ein fremdes Mädchen gewesen, dem Thomas Rouff begegnet war, und seitdem war seine Ruhe fort. Er war nun vierunddreißig Jahre alt. Da waren allerlei Frauen in sein Leben getreten. Meist war der Fall sehr kostspielig gewesen, und man hatte eine Menge Leidenschaft verschwendet. Im Laufe der Jahre bekam man dann eine Art erhabene Ruhe und fühlte Beherrschtheit, die zu der Annahme verleitete, daß man derartige Gefühle doch wohl zu wichtig nahm.

Und dann kam dieses Mädchen!

Herr Thomas Rouff war sehr sachlich und korrekt durch die Straßen gefahren. Zu einer wichtigen Konferenz. Ein Ausdruck, über den er innerlich immer lachte, und den er ganz einfach in endloses Hin- und Hergerede übersetzte. Da sah er das Mädchen in ein Geschäft gehen. Thomas Rouff stoppte seinen Wagen sofort. Er wollte besinnungslos hinterher, als er aber die Auslage näher besah, wartete er vor dem Schaufenster und sah sich rein mechanisch die ausgestellte Damenwäsche an. Endlich kam das Mädchen zurück. Thomas Rouff dachte, es sei das einfachste, gleich zu sprechen. Aber es wurde nichts daraus. Das Mädchen sah mit sehr hellen, lang bewimperten Augen so geflüstert an ihm vorbei, daß ein Ansprechen einem Überfall gleichgekommen wäre. Thomas Rouff ging mit einiger Haltung zu seinem Wagen zurück und ließ die ganze Konferenz im Stich, um hinter der Fremden her, von einem Geschäft zum anderen, zu fahren. Es kam ihm dabei nicht einen Augenblick der Gedanke, daß da viel Zeit und Geld verströbt wurde, sondern alles schien ihm von geheimnisvoller Wichtigkeit. Ein Ge-

fühl von törichter Eifersucht stieg in ihm auf, weil er seine Person so völlig ausgeschaltet fühlte. Er sah nichts als dieses Mädchen. Er hörte nichts. Bis er plötzlich merkte, daß er die falsche Fahrtrichtung nahm, und eine Menge laut und leise fluchender Herrenfahrer, Chauffeure und Omnibuschaffner um sich hatte. Ein Schuhmann nahm sich der Sache an. Thomas Rouff schaute ihm stehend in das Gesicht, gab ihm eine ganze Saffiantasche voll Visitenkarten mit ausführlicher Adresse. Es half nichts. Als man alles recht umständlich festgestellt hatte, war von dem Mädchen keine Spur mehr zu finden.

Seit dem Tage suchte Thomas Rouff überall, verpaßte Essen und Verabredungen, vergaß Pflichten und war sich selbst zur Last. Es war nicht gut anzunehmen, daß die Unbekannte täglich die gleichen Läden besuchen würde, doch Thomas Rouff lenkte mit Beharrlichkeit an jedem Vormittag seinen Wagen dorthin, wo er sie zuerst getroffen hatte. Nachmittags war er nun ständig in allen möglichen Cafés zu sehen. Er fiel den Frauen auf, und die Männer, die selbst dort waren, stellten fest, daß dieser Rouff es sich natürlich leisten könne, so herumzusitzen. Abends war es selbstredend noch schwerer, zu suchen. Das war kein Mädchen, das allein ausging. Bars und Tanzlokale konnte man sich sparen. Thomas Rouff sah in diesen zehn Tagen sämtliche Filmpremierer. Er fuhr von einer Vorstellung in die andere und wurde so verwirrt, daß er Buster Keaton mit Iwan Mosjulin und Lil Dagover mit Mary Pickford verwechselte. In die Theater zu gehen, wäre purer Unsinn gewesen. Das leuchtete sogar Rouff ein. Gestern aber, gestern! Da hatte er bestimmt geglaubt, die Gesuchte vor einem hell erleuchteten Portal gesehen zu haben. So wie er war, konnte er das elegante Theater nicht betreten. Nach Hause zu fahren, wagte er auch nicht. Ich bin nicht geistes, hatte Thomas Rouff gesagt, und blieb mit hochgeschlagenem Kragen drei und eine halbe Stunde in seinem Wagen sitzen. Er rauchte und fror. Als die Zigaretten zu Ende waren, beschränkte er sich auf das Frieren. Als sich nach elf Uhr die Türen öffneten und die Besucher herausquollen, wie Pralinen aus einer Packung, war natürlich alles vergebens gewesen. Anstatt nun endlich nach Hause zu fahren, glaubte Thomas Rouff an die Notwendigkeit, seine Enttäuschung betäuben zu müssen. Er setzte sich, nästern wie er war, zu vielen Whiskeys und wunderte sich sehr, warum er plötzlich so wenig vertragen konnte. Ja, so stand es mit ihm.

Der Diener Alexander klopfte leise. Thomas Rouff verließ das Bad und ging in sein Arbeitszimmer. Auch dieser Raum mit seinen Barockmöbeln wirkte streng wie das Schlafzimmer, doch überall waren mit viel Geschmack Blumen verteilt. In großen Kübeln auf dem Boden, in Vasen und Schalen auf den Tischen. Thomas Rouff ordnete sie selbst so an. Am Kamin stand das Frühstück. Rouff griff nach einer Scheibe geröstetem Brot, und ganz plötzlich sagte er zu seinem Diener:

„Alexander, ich habe ein Mädchen gesehen — ich muß es wieder finden.“

Alexander sah Herrn Rouff aufmerksam an, dann sagte er: „Ist es eine Dame?“

Rouff antwortete ohne Zögern: „Ja“.

„Das ist sehr schwer.“

Thomas Rouff schilderte jene erste Begegnung.

„Ich werde in dieses Geschäft gehen“, sagte der Diener Alexander, und Rouff begriff nicht, daß er nicht längst auf diesen Gedanken gekommen war.

„Natürlich“, rief er, — „ja, natürlich.“

So kam es, daß sich Alexander später am Vormittag auf den Weg machte und irgendein Gefäß aus rosa Stoff erhandelte. Dabei fragte er höflich und geschickt nach einer Dame, die vor zehn Tagen — „Wann?“

Die Verkäuferin wiederholte: „Vor zehn Tagen? Eine ganze Zeit. Ich werde Madame rufen.“

Madame, eine kleine, rostrote Französin, erschien. Alexander beschrieb die Dame so genau und so richtig, wie Thomas Rouff es getan hatte. Madame legte ihre Stirn in Falten. Sie machte ihr Köpfchen kraus, sie hielt ihren roten Reiaefinger an den zinnroten Mund.

Dann sagte sie: „Es tut mir leid, ich kann mich nicht erinnern. Es kommen so viele, nicht wahr? Sie begreifen.“

Alexander begriff. Hier war nichts zu wollen. Er fuhr nach Hause und berichtete. Thomas Rouff war denkbar schlechter Laune. Alexander hätte nie gedacht, daß ein so sicherer, zielbewußter und überlegener Mensch sich wegen einer solchen fixen Idee aus der Fassung bringen ließe. Aber das lag wohl daran, daß Alexander immer Herrn Rouffs stählernem Blick begegnet war, nie aber jenem andern, der gar nicht so in eine Gegenwart paßte, in der Maschinen Musik machten und Musik die Maschinen imitierte.

Herr Rouff ging wieder seiner Arbeit nach. Er hatte wieder Konferenzen und kam pünktlich nach Hause. Zum Umziehen und zum Essen. Die Köchin Martine war zufrieden mit ihm. Sie äußerte zu Alexander, wie ein anständiger und freigebiger Dienstherr dieser Rouff doch sei. Und wie schön.

„Männer haben nicht schön zu sein, sie müssen gut aussehen“, verbesserte Alexander.

Die Köchin Martine lachte verständnislos und drehte ihre blau-weiß-gestreifte Äppigkeit dem elektrischen Bratofen zu.

„Sie sind ja komisch!“, sagte sie.

Der Regen hielt viele Tage an. Thomas Rouff lenkte seinen Wagen nach Hause. Die Villenstraße war völlig ausgestorben. Alles troff und glänzte vor Nässe. Es machte den Eindruck, als regne es hier mehr als in der Stadt. Unter den Reifen spritzte das Wasser breit zur Seite. Und auf einmal sah Thomas Rouff eine Dame, die dicht an den Gartengittern entlang ging. Sehr schnell und sich gleichsam klein machend, um dem Regen möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten. Thomas Rouffs Herz und Wagen blieben mit jähem Ruck stehen. Rouff sprang auf die Straße. Er lief auf das Mädchen zu und sagte:

„Ich habe Sie seit Tagen gesucht.“

Das Mädchen im Regenmantel sah ihn ganz erschrocken an. Sie machte einige Schritte vorwärts.

„Bitte, bitte, gehen Sie nicht fort. Sie hilft auch nichts, ich folge Ihnen“, sagte Thomas Rouff. „Sie brauchen nichts zu fürchten. Ich habe — ich bin — ach, wenn Sie wüßten, wie ich Sie gesucht habe!“

Und Thomas Rouff erzählte den Zusammenhang. Noch einmal sah ihn das Mädchen an und hatte dieses Mal ein kleines eitles Lächeln auf dem Gesicht. Aber Rouff bemerkte nichts dergleichen. Er sah nur dieses helle, zarte Gesicht, das ganz umflirt war von Haaren, die unter dem Hut hervordrängten, und so golden getönt waren, daß sie von innen heraus zu leuchten schienen. Und er sah die Augen, die auch ganz hell waren. Blau, wie seine eigenen. Doch nie konnte es Augen von solcher Verschiedenheit geben wie die von Thomas Rouff und diesem fremden Mädchen. So standen sie da im Regen. Thomas' Regenmantel war über und über besprüht. Das Mädchen hielt sich vorsichtig unter dem braunen Schirm.

„Ich darf Sie nach Hause fahren?“, sagte Thomas.

Er fragte es nicht, er bestimmte. Er rührte das Mädchen zum Wagen, half behutsam.

Seine Augen strahlten. Die ganze Welt war ihm gleichgültig. Er war glücklich. Wenige hundert Schritte weiter, in einer Seitenstraße, mußte er halten. Drei Minuten von seinem eigenen Hause entfernt. Und er hatte die Stadt durchsucht. War das nicht zum Lachen? Aber so geht das immer im Leben. Er stieg mit aus.

„Und was jetzt?“, fragte er.

„Nichts, ich muß nach Hause, ich danke Ihnen.“

Das Mädchen reichte ihm die Hand. Er hielt sie fest. „Und das ist alles? Nein, das ist ganz unmöglich. Zuerst sagen Sie mir Ihren Namen, und — wann kann ich kommen?“

„Virginia, — Virginia Linker“, sagte das Mädchen. „Hätte je ein Name besser passen können?“, dachte Thomas.

„Ich komme heute nachmittag“, beschloß er, ohne einen Widerspruch zu erwarten, „und — ach so — ich bin Thomas Rouff.“ (Fortsetzung folgt.)

Mümmelmann in Nöten.

Von Edmund Scharein.

Schneehelle fällt in das Halbdunkel des jungen Tages, als Mümmelmann gemächlich zu Holze hoppelt. Er ist satt. Die Nacht war lang und die Nahrung reichlich.

Lange hatte er auf den verwehten Saatsfeldern in Waldnähe gewartet. Erst als drüben im Dorfe letztes Hundegeschall verstummte und kein Laut mehr die Stille störte, ruhte er seine Ortskenntnis zu einem Besuch der Gemüsedäcker. Eine Stunde bei Kohl und Rüben regte in ihm den Wunsch, leichtere Kost zu sich zu nehmen. Und so tat er sich nochmals gütlich an üppiger Saat und fand, daß es sich auch im Winter gut leben läßt.

Auf dem Sturzsader am Waldrande verweilt er, macht einen Regel, drückt sich in eine Furche, sucht eine andere und findet, daß der Schnee überall Brücken, lästige Brücken geschlagen hat. Drei Tage hintereinander hat er hier unter schützender Scholle sein Lager gehabt — damals, als es im Walde überall von den Bäumen troff und der Nebel alles dicht verhüllte. Aber heute ist es nichts mit dem Aufenthalt an dieser Stelle. Der Wind zieht scharf aus dem Wald, und über den Kämmen schwebt feiner Schnee. Mümmelmann aber weiß aus Erfahrung, daß der auf der Außenseite des Balges zu Eis und in der Wölle zu Wasser wird. So oft er auch bei solchem Wetter hier Zuflucht gesucht, war ihm der Ärger nicht erspart geblieben.

Und so hoppelt er weiter — ohne Hast, aber doch in dem Bestreben, bald eine behagliche Sasse zu finden; über dunklem Erlegrund kündigt bereits der junge Tag mit leuchtenden Farben seine Ankunft.

Das Randholz ist dem Hasen zu kahl und der Fichtenbestand zu frei. Und im Jungholz behagt es ihm auch nicht. Das ist bei dem Wind zu unruhig; zu viel Geflüster und Geräusch kommt von Stämmchen und Büschen. Auch ist da ein Weg. Der bringt viel Leben. Die Menschen besuchenden Mümmelmann nicht, so laut sie mitunter auch sind. Aber die Hunde, die sich oft in ihrer Begleitung tummeln, sind ihm lästig. Und heute will er sich in seiner Ruhe durch albernere Gefläß nicht stören lassen.

Vor einer kleinen Tannenschonung macht er ein Männchen. Die könnte nach seinem Wunsch sein. Er hoppelt weiter hinein ins Dickicht, fühlt lodernen Schnee unter den Füßen. Zu sehen ist da zwar nicht viel; aber das ist auch nicht unbedingt nötig. So still ist es, daß er jeden Laut vernimmt, und so geschützt, daß der Wind nicht mal das reif-unspannene Ried zu rühren vermag.

Zwischen zwei Tannchen richtet sich Mümmelmann sein Lager her. Eine tiefe Raupe, bestanden mit dürrtem Gras, gewährt einen trefflichen Unterschlupf. Schneebeladene Zweige bilden ein wärmependendes Dach und wehren überdies leuchtiger Sicht, auch von oben. Seit Mümmelmann aber gesehen hat, daß der rasche Vogel — er meint den Bühnerhabicht — auch einem alten Hasen gefährlich werden kann, ist er bei der Wahl seiner Wohnung auf gute Dedung von oben bedacht.

Wohlgeborgen fühlt er sich in seiner Sasse. Die ist ganz nach seinem Wunsch. Die Sonne, die eben noch als glühende Rohe über düsteren Erleknipfeln stand, glänzt jetzt weithin über den Schnee. Und Sonne liebt Mümmelmann zu jeder Jahreszeit. In den letzten Wochen hat er sie oft vermist.

Es beunruhigt ihn nicht, als er drüben ein Geräusch hört und eine ferne Stimme. Das sind Menschen. Und wo die sind, ist es niemals still. Er wußte es ja von vornherein, daß dort auf dem Wege immer was los ist. Es stört ihn auch nicht, als er lautes Gekreische vernimmt. Er weiß, daß es von dem bunten Vogel kommt, der bei jedem Anlaß den Schnabel aufreißt. Selbst ein heller Donner kann Mümmelmann nicht schrecken. Der stammt wohl von dem Waldbäuer in grüner Tracht. Und der ist nicht weiter gefährlich. Zu allen Zeiten ist er dem schon begegnet, ohne daß sich was Besonderes ereignet hätte.

Erst als von drüben wieder ein so häßlicher Donner hallt und gleich darauf noch einer und weiter ab wieder einer, wird Mümmelmann stutzig. Allerlei fällt ihm dabei ein, was über wärmender Sonne und sattiger Nahrung, über Liebesfreuden und Kinderlegen in seiner Erinnerung schon verblaßt war, allerlei aus Tagen, wo der Wald auch so schön weiß und still gewesen war wie heute. Und plötzlich ist's ihm, als zwacke es ihn wieder unter der Wölle und steche ihn unten im Vorderlauf — wie einst, als es dicht hinter ihm her donnerte, zweimal und noch ein drittes Mal aus anderer Richtung.

Nach bedor es aufs neue knallt, weiß er, um was es geht. Jetzt drückt er sich in die Sasse. Auf der einen Seite sieht es an ihm vorbei, auf der anderen hoppelt es, unsicher suchend. Born erscheint ein Regel, und gleich darauf noch einer, und schon wieder einer. Lauter Gefährten in

Nöten! Und der Häher streicht laut und anhaltend rättschend über die erschreckten Löffelmänner hinweg und macht mit seinem Gekreische die Unruhe noch größer. Und dann sind alle diese Gestalten weg. Nur laute Stimmen tönen — deutlicher mit jedem Augenblick, und ihnen gegenüber hallt wieder dies entsetzliche Geknalle. Das weiß Mümmelmann: hinten lauert der Tod, und vorn ist es auch nicht gebauer.

Als der Lärm anschwillt, hat er sich ein wenig ausgerichtet. Ganz bang wird ihm bei dem Anblick: da huscht es hin und her — waldwärts und wieder zurück gegen die Feldmark hin, dem Lärm entgegen. Und unter all dem Geknallen hockt unbeweglich ein rotes Etwas. Das ist der Fuchs, der da auf den Reulen sitzt und alle Sinne anstrengt, wie er es beginnen soll, aus diesem Schlamassel herauszukommen. Unterm Mümmelmann gibt diese Ratlosigkeit des listigen Waldtieres für den Augenblick eine gewisse Betriedigung: so schlau und doch arg in Verlegenheit... so zahn, obgleich ganz nahe ein kranker Hase unter weißbemühtem Tannchen sein Sterbelager sucht.

Durch dürrtes Reifsa schnürt der Fuchs und verschwindet in der Tannenschonung. Und seine Witterung verrät dem Hasen seine Nähe. Das ist ihm gar nicht recht. Nicht, daß er Furcht vor dem Roten hätte, er fühlt, daß diese Nachbarschaft ihm gefährlich werden könne, weiß er doch, daß die Zweibeinigen es auf diese Schleicher im roten Rod besonders abgesehen haben. Aber darum die schützende Sasse aufgeben? Nimmermehr!

Näher und näher rücken die Treiber. Hinter Tannen und Büschen tauchen ihre ungefügen, verumminten Gestalten, ihre frostgeröteten Gesichter auf. Genau so ist's, wie damals... Jetzt sind sie vor der Schonung im Grunde. Der Zug stockt: der Schnee ist tief und loder und erschwert das Vorwärtkommen. Drüben lekt das Geknalle wieder ein. Mümmelmann weiß, daß jetzt für alle die armen Gefährten, die ihr Leben bisher noch gerettet, die schwerste Prüfung kommt. Ein Schimpfen hebt an, als einige Treiber in den fukthohen Schnee bis in Hüfthöhe sinken, und ein Junge längelang in ein Loch fällt. Einige eilen unter Lachen hinzu, um Hilfe zu leisten. Das alles nimmt Mümmelmann mit Ergößen wahr. So mußte es kommen. Als neben ihm ein Tannchen seine weiße Hülle abwirft und ein roter Streif über dem reinen Schnee blüht, weiß er, daß der Fuchs die Lage nukt. Das ist der richtige Augenblick! Mit einem ungestümen Satz fährt er aus der Sasse hinter Reineke her.

Durch den Fichtenbestand geht's und durch das Randholz. Und als die Knallerei noch einmal auffladert, ist Mümmelmann längst außerhalb des Gefahrenbereichs, macht einen Regel und überlegt, wo er den Rest des Tages verbringen soll.

Welt u. Wissen

Die Fabelstadt in der Wüste. Eine englische Expedition befindet sich augenblicklich mit drei Kraftwagen unter Führung des Majors Ralph Bagnold auf der Suche nach der sagenhaften Wüstenstadt Zergura. Seit einem Jahrhundert erhält sich in den Randgebieten der Libyschen Wüste das Gerücht, zwischen den Oasen Kufra und Siwa liege eine Stadt, die seit langem jede Verbindung mit der Außenwelt aufgegeben habe. Ihre Mauern sollen sich am Ufer eines Sees erheben und einige tausend schwarze Einwohner beherbergen, die einst aus dem Süden dorthin geflohen sind. Major Bagnolds Expedition ist nicht die erste, die den Versuch unternimmt, die Fabelstadt zu entdecken. Einer seiner Vorgänger folgte den Angaben eines alten Arabers und fand an einer Stelle, die Hunderte von Kilometer von jeder bekannten menschlichen Siedelung entfernt war, Schakal Spuren und unweit davon eine Widente, die sich ja nie weit vom Wasser entfernt. Eine andere Expedition entdeckte unweit dieser Stelle eine Schlange, die sich in gut ernährtem Zustand befand, obwohl weit und breit nicht die geringste Spur von lebenden Wesen zu finden war, die dem Tier zum Futter hätten dienen können. Außerdem stellten sich eines Tages in der Oase Dathla zwei verwilderte Kinder ein, die aus der Wüste kamen. Alle diese Tatsachen bestärkten den Engländer, daß es in der Wüste wirklich eine unbekannte menschliche Siedelung geben muß. Der erste Teil der Fahrt liegt inzwischen hinter der Expedition, die in drei Wochen 3000 Kilometer in der Wüste zurücklegte. Hierbei stieß Bagnold auf eine bis dahin unbekannte Oase, die sieben noch nie mit der Außenwelt in Berührung gekommene Beduinen beherbergte. Die Tatsache beweist, daß die Wüste recht gut Siedelungen bergen kann, von denen kein Außenstehender etwas weiß. Das völlige Fehlen jeglichen Wassers zwang Major Bagnold kürzlich, nach Waddy Halsa zurückzukehren, von wo aus er nun einer neuen Spur in die Wüste folgen will.

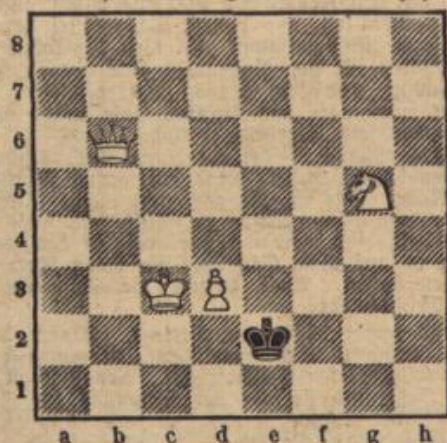


Schach

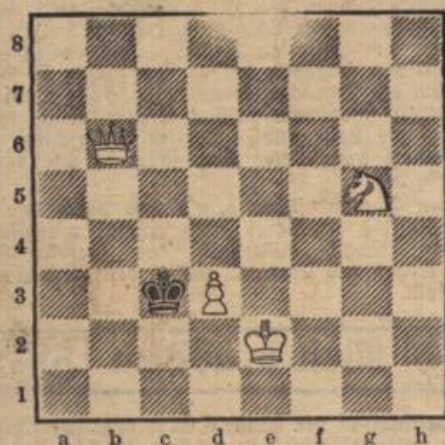


Bearbeitet von Gustav Mohr

Nr. 3/4. Zwillinge von Sam. Loyd,



Weiß: Kc3, Db6, Sg5, Bd3. Schwarz: Ke2.
Matt in 3 Zügen.



Weiß: Kc3, Db6, Sg5, Bd3. Schwarz: Ke2.
Matt in 3 Zügen.

Ein lustiger Fall zeigte sich in Nr. 3. Loyd veröffentlichte dieses Problem ein zweites Mal in seiner Spalte im N. Y. Star, und als er die Lösung brachte, fügte er eine Anmerkung des Inhalts hinzu, daß die Aufgabe sich als sehr schwer erweisen habe und daß ein Löser in dem Glauben, die Aufstellung sei falsch, die Könige umgestellt habe, wie Nr. 4 zeigt und daß es ihm dann gelungen sei sie zu lösen. Natürlich war der Löser niemand anders als Sam. Loyd.

Auch in Wiesbadener Schachkreisen hat sich das Fernschach manche Freunde erworben. Es wird diese gewiß interessieren zu erfahren, daß eine Organisation unter dem Namen „Fernschachbund“ (ISFB) entstanden ist, die bezweckt eine dauernde Verbindung zwischen den Fernschachspielern aller Länder herzustellen. Es sollen fortlaufend Turniere in drei Abteilungen (Meisterklasse, 1. u. 2. Klasse) gespielt werden. Die Einweisung in die Klassen findet zunächst durch Selbsteinschätzung der Teilnehmer statt. Sonst sollen die in den Wettkämpfen erzielten Ergebnisse maßgebend sein, in der Weise, daß diejenigen Spieler, welche $\frac{1}{2}$ der möglichen Punkte erzielen, in die nächst höhere Klasse aufrücken, während diejenigen, die weniger als $\frac{1}{2}$ der möglichen Punkte erreichen, der niedrigeren Klasse zugeteilt werden. Über die Resultate der Turniere und der sonstigen Vorgänge innerhalb des Bundes wird in dem

monatlich erscheinenden „Fernschach“ fortlaufend berichtet. Anfragen und Zuschriften sind an den 1. Schriftführer H. W. v. Massow, Dresden A., Hähnelstraße 12, zu richten.

Partie Nr. 2. Gespielt in der 5. Runde des Länderkampfes in Hamburg am 16. Juli 1930.

Weiß: Hovind-Norwegen, Schwarz: Dr. Aljechin-Frankreich.

1. e4—e6, 2. d4—d5, 3. e×d5—e×d5. Nach dieser zahmen Eröffnung könnte man meinen, daß der Weltmeister dieses Mal friedlich gesinnt sei. Es zeigt sich aber bald, daß das nur die Ruhe vor dem Sturm bedeutet. 4. Ld3—Ld6, 5. Sf3. Besser ist hier Se2. 5. ... Lg4, 6. Le3—Se7, 7. c3—Sc6, 8. 0-0—Dd7. Die alte Sachel! Nachdem Weiß schon so frühzeitig kurz rochiert hat, bereitet der Nachziehende die lange Rochade vor, um durch Vorwerfen der Bauern die weiße Königsstellung zu stürmen. 9. Sd2—h5!, 10. Te1. Auf h3 könnte schon das Läuferopfer geschehen, z. B. L×h3, 11. g×h3 und Weiß ist wehrlos. 10. ... f6, 11. a4. Dieser Gegensturm kommt zu spät. 11. ... h4, 12. Lf1—g5, 13. b4—f5! Mit der ungemütlichen Drohung g4, 14. S×g5 Verzweiflung. Es gibt keine brauchbaren Züge mehr. 14. ... f×g5, 15. f×g5—0-0-0, 16. a5—Tg8, 17. f4—Sg6, 18. b5—S×f4!! Mit diesem Opfer leitet der Weltmeister eine schöne Schlußkombination ein. 19. b×c6—Sf3+, 20. g×h3—Tg5+, 21. Khl—Dg7. Nun droht matt auf g1. 22. Sf3—Tg8, 23. La6—Tg2, 24. Te2—Le4. Weiß gibt auf, weil auf 25. Df1 folgen würde Tg1+, 26. D×g1—L×f3+, 27. Tg2—L×g2+, 28. D×g2—D×g2.



Rätsel



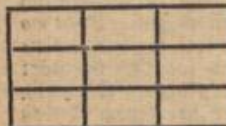
Heiterer Denksport.

Alte Zitate in moderner Gewandung.



Kennen Sie Schillers „Glocke“? Finden Sie nicht auch, daß vier Wörter daraus hier Anwendung finden könnten?

Magisches Silbenquadrat.



In jedes Feld ist eine Silbe einzutragen, derart, daß die wagerechten und entspr. senkrechten Reihen gleichlautende Wörter enthalten:

1. Alpenpflanze, 2. Tabakserzeugnis, 3. Teil eines Briefes.

Lautwechsel-Rätsel.

Das Wort mit i durchs Wort mit a
In ganzen Rudeln schwärmt.
Durch dichten Tann beim Morgengraun
Es grunzt und quietscht und lärmt.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 2.

Bilder-Rätsel: Auf einen Hieb fällt keine Eiche. — Silbenstreich-Rätsel: Ende gut, alles gut. — Tatsachent: Wünschelrute.

Richtige Lösungen sandten ein: Gertrud Beuteführ, Hedwig Koester, L. Kraut, Kurt Lang, Horst Michaels, Hugo Fräkel, Gustav Schneider, sämtlich aus Wiesbaden.